



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Leben Gneisenaus von Pertz. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wohlverständliche Meinung war, sich selbst prophezeit und segnet, von jeher verschieden beurtheilt worden. Die Einen haben musterhafte Bescheidenheit, die Andern lächerliche Eitelkeit darin gefunden. Strauß findet den jugendlichen Klopstock „hier nur grade so stolz, als er sein durfte“, „er fühlte, was er leisten konnte; und so bescheiden, als er sein mußte, sofern er es noch nicht geleistet hatte; er tritt mit der ganzen Bedeutung auf, die er nachher bewährt, und mit einer Liebenswürdigkeit, die er nicht immer behalten hat.“

Das Leben Gneisenaus von Berz.

3.

Gneisenau befand sich Mitte des Jahres 1810 im Privatleben, vereint mit seiner Familie in Mittel-Kauffungen.

Wieder gerieth der Staat in eine Lage, aus welcher er sich nach der Ansicht der Besten des Landes nur durch Kampf auf Leben und Tod erheben konnte. Gneisenau wurde deshalb in die Staatsgeschäfte zurückgerufen. Er setzte abermals alle Kräfte in Bewegung, um diesem Kampf eine günstige Entscheidung zu sichern. Als aber im Herbst 1811 bis Frühjahr 1812 dieser Kampf geführt werden sollte, entzog sich der König von Neuem der Entscheidung und gab sich und sein Land freiwillig in die erniedrigenden Bande Napoleons. Gneisenau forderte und erhielt zum zweiten Mal seinen Abschied. — Im großen Ganzen finden wir in diesem Lebensabschnitt Gneisenaus eine Wiederholung des früheren Kampfes, nur mit dem Unterschied, daß Gneisenau mehr in den Vordergrund und in nähere Beziehungen zum Könige und zum Mittelpunkt der Geschäfte tritt.

Die bedeutenden Erfolge, welche Napoleon im Kriege 1809 gegen Oestreich gewonnen und seine Verheirathung mit einer östreichischen Erzherzogin hatten Oestreich aus der Zahl seiner Feinde gestrichen und ihm zur vollen Unterjochung Europas nur einen großen Feind gelassen, Rußland. — Hatte Napoleon bis dahin eine Freundschaft zu Kaiser Alexander geheuchelt, und diesen eiteln Monarchen dadurch hingehalten, so ließ er jetzt die Maske langsam fallen, und Preußen, das er bis dahin aus Rücksicht auf Kaiser Alexander noch einigermaßen geschont, empfand zuerst den ganzen Wechsel seiner Laune. Die Daum-

schrauben der finanziellen Forderungen, und die steten Reclamationen der französischen Besatzungen wurden schärfer angezogen. Der König bedurfte wieder eines kräftigern Ministeriums, und Hardenberg wurde schon 1810 als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte berufen. — Die nächsten Monate entwickelten immer mehr und mehr die Animosität zwischen Frankreich und Rußland, unter welcher die Beziehungen Preußens zu Frankreich zusehends litten. Dem Staatskanzler trat die Entscheidung der Frage nahe, welches Schicksal Preußen erwartete, im Fall der Krieg zwischen jenen beiden Mächten zum Ausbruch käme; und dabei mußte sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß Napoleon nur das Interesse haben konnte, Preußen als nothwendige Basis seiner Operationen in vollen Besitz zu nehmen und auszunutzen. Bei der bekannten Rücksichtslosigkeit Napoleons durfte man erwarten, daß bei dieser Ausnutzung nur seine Interessen, wie die des Landes Berücksichtigung finden würden. Es erschien Pflicht, sich solchem vernichtenden Verfahren Napoleons mit allen Mitteln entgegenzustellen; lieber mit Ehren unterzugehen als sich zu unterwerfen.

Am 22. Februar 1811 schrieb Justus Gruner, im Auftrage des Staatskanzlers, an Gneisenau: „Die Gefahr, welche König und Vaterland bedroht, soll uns nicht verzagt, sondern nur vorsichtig und stark machen, durch zeitige Wahl der Mittel zu Rettung und Heil. Diese mit Ihnen zu überlegen — von Ihrem schöpferischen Geiste und ausdauerndem Muthe den Beistand zu erhalten, den die gute Sache sich von Ihnen stets versprechen darf, ist der Wunsch“ — des Staatskanzlers. Weshalb Gneisenau ein Rendezvous auf einem Gute Hardenbergs gegeben wird. Am 29. Februar antwortet Gneisenau:

„Obgleich mit Dismembration, Reduction der Bauerndienste, Verkauf des Inventariums, Umänderung der Brau- und Brennerei u. s. w. beschäftigt, soll mich dennoch keine derlei Betrachtung abhalten, — in welcher Verwirrung ich auch meine Angelegenheiten hinterlasse.“

Am 17. und 18. März begegneten sich beide Männer ohne Zeugen und traten sich auch innerlich für das Leben näher, wie die fernere Correspondenz zeigt. — Der Gegenstand ihrer Verhandlungen betraf sowohl die innern, wie die äußern Verhältnisse. In ersterer Beziehung sprach Gneisenau für indirecte Steuern, statt der neueingeführten mannigfachen directen. Ueber die auswärtigen Verhältnisse glaubte Gneisenau: „daß Napoleon Preußen bei Gelegenheit des bevorstehenden Krieges mit Rußland einverleiben und mit einem verrätherischen Angriff gegen die königliche Familie beginnen werde; daß man daher keine Zeit verlieren dürfe, sich zum äußersten Widerstand zu waffnen, alles vorzubereiten, was dazu erforderlich sei, vollständige Ausrüstung der acht Festungen, Anlage von verschanzten Lagern, Herbeischaffung von Waffen und Salpeter, Einberufung und Versammlung der Truppen und Verbindung mit Oestreich, Rußland und England“.

Ueber die Ansicht vieler einflußreichen Männer, sich durch ein Bündniß mit Frankreich der Gefahr zu entziehen, sprach sich Gneisenau in einem Aufsatz dahin aus, daß Frankreich, wie alle bisherigen Verhandlungen bewiesen, unser Bündniß gar nicht wolle. „Zweimal war Napoleon im Fall, uns fürchten zu müssen, 1805 und 1809; so was vergiebt man nie. Beidemale haben wir zu viel und nicht genug gethan.“ „Ein Verein ist nur möglich mit gewaffneter Hand.“ „Eine solche Rettung gebietet Achtung und möchte allein Napoleon geneigt machen, mit uns ein Bündniß zu schließen.“ „Mag Frankreich dennoch unser Bündniß nicht, so mögen wir noch zwei Jahre (in den Lagern und Festungen) fort dauern und dann ohne Schande, vielleicht mit Ruhm zu Grunde gehen. Binnen zwei Jahren kann sich manches ereignen, und auf jeden Fall haben wir dann wieder Vertrauen und Achtung gewonnen.“ „Was in diesem Sinne geschehen soll, muß bald, sogleich geschehen.“

So nahe hielt der König aber die Gefahr nicht und die Anzeichen zu dem Kriege zwischen Rußland und Frankreich und die Beweise des lebhaftesten Mißtrauens Napoleons gegen Preußen mußten sich sehr nähern, ehe es Hardenberg gelang, Gneisenau, den Rettungsanker in der Noth, wieder nach Berlin zu bringen. Im Monat Juli erhielt Gneisenau die Anstellung als Staatsrath, um durch seine militärische Berufung nicht den Verdacht der Franzosen zu erregen. Er trat unmittelbar unter Hardenberg und wurde dessen militärischer Rathgeber, ein Verhältniß, das in der damaligen Zeit von der höchsten Bedeutung war und Hardenberg befähigte, seine Schritte mit der wirklichen militärischen Leistungsfähigkeit des Staates in Harmonie zu erhalten. Hardenberg und Gneisenau hatten die Ueberzeugung, daß der Sturm jeden Augenblick ausbrechen und den König nebst seiner Familie gleich den spanischen Bourbons vernichten könne. Alle Pläne, welche Gneisenau nunmehr zur Vertheidigung des Landes entwarf, trugen den Stempel des Verzweiflungskampfes. Gneisenau richtete seine Entwürfe einerseits auf den geordneten Kampf der Armee und schlug vor, dieselbe auf drei Punkten in verschanzten Lagern, bei Kolberg, Spandau und Glas zu sammeln und von hier aus möglichst offensiv zu verfahren. Andererseits sollte ein Volksaufstand über das ganze Land organisiert werden, der dem Feinde in allen Verhältnissen Abbruch thun und an geordneten und unausgesetzten Handlungen gegen die Armee hindern sollte. Gneisenau legte die betreffenden Memoires, die er hierüber verfaßte, dem König mit einem Gedicht vor, dessen zweiter Vers also lautet:

„Laß den Schwächling angstvoll zagen!
 Wer um Hohes kämpft, muß wagen;
 Leben gilt es oder Tod.
 Laß die Wogen donnernd branden,
 Nur bleib immer, magst du landen
 Oder scheitern, selbst Pilot.“

Der König hat die Auffäße über die Betheiligung des Volks am Kampfe mit eigenhändigen Bemerkungen versehen, welche Perz mit den Gegenbemerkungen Gneisenaus giebt. In nichts spricht sich der Gegensatz der beiden Männer auffallender aus als in diesen Bemerkungen. Der König, voller Respect vor der Thatkraft und „Gewißheit“ seiner Gegner, zeigt nicht das mindeste Vertrauen zu den freiwilligen Leistungen der eigenen Unterthanen; während Gneisenau dagegen den Feind gering und den allgemeinen Geist des Widerstandes hochachtet. Beide waren im Unrecht, der König, indem er sein Volk nach den Leistungen des Jahres 1806 beurtheilte, wo es theilnahmlos den Staat zu Grunde gehen ließ. Das Volk hatte ja jetzt erst gelernt, wie nahe sein Schicksal mit dem des Staates zusammenhing. — Gneisenau aber traute jedem Bürger die unerschöpfliche und aufopfernde Thatkraft zu, die er selbst empfand. Er sah im kühlen, bedächtigen Norddeutschen den im Widerstande wie in seinem ganzen Leben fanatischen Spanier. — Das Jahr 1813 bewies, wie Recht Gneisenau hatte, indem er die Opferwilligkeit und Thatkraft jedes Preußen hoch anschlug, und wie richtig der König urtheilte, indem er die Kampfmittel nicht in irregulären Formationen, sondern nur in einer Verstärkung der regulären Armee suchte. Gneisenau giebt zunächst einen Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes, in welchem er vorschlägt, jeder Provinz einen Geschäftsführer zu geben; jedoch keinerlei schriftlichen Verkehr zu gestatten, das Land wird durch Reisende aufrecht erhalten. Die Geschäftsführer verbinden sich mit den Gleichgesinnten in den Städten u. s. w.

„Wie muß von Obern, von Anführern die Rede sein, sonst entsteht so gleich Uneinigkeit, weil die Ehrgeizigen und Hitzköpfe Anführer sein wollen.“

Bemerkung des Königs: „Ganz richtig, aber bei der Ausführung, wie dann? Ausführung und Chaos ist Eins, jeder wird nur seinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf solche Dinge abgewigt ist, der Sache schnell den Garaus machen.“

Gegenbemerkung Gneisenaus: „Bei der Ausführung müssen die Anführer erscheinen und durch Thaten die Spitze behaupten, nur vorher nicht.“ —

Große Armeebewegungen sollen nicht geschehen, sondern massenweise Einzelhandlungen dem Feinde im Ganzen schaden u. s. w. Jeder abgesonderte Landesbezirk formirt seine Miliz: Alle Forstbediente, alle unverheiratheten Männer zwischen dem sechzehnten und fünfunddreißigsten Jahre gehören so weit dazu, daß die zwanzigste Seele dient, die Pferdebesitzer zu Pferde. — 80 Mann bilden eine Compagnie, vier Compagnien eine Legion, dann Brigaden und Divisionen. Die Vorgesetzten der Provinzen werden ernannt, die untern Führer gewählt. Die Miliz vertheidigt die Provinz und kann sich nicht weit von ihrem Bezirk entfernen, weil sie keine Besoldung empfängt. Keiner feindlichen Ausschreibung darf Folge geleistet werden. Kein Beamter darf sich dabei be-

nutzen lassen u. s. w. Die Prediger müssen in diesem Sinn von der Kanzel wirken.

Bemerkung des Königs: „Wenn ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende.“

Gneisenau: „Man müßte sie dann alle erschießen. Indeß das so vergossene Blut würde nicht unnütz fließen und statt Schrecken zu verbreiten, die Erbitterung nur mehren.“

Einzelne Posten u. s. w. des Gegners greifen die Milizen an. Vor starkem Gegner ziehen sie sich in Wälder zurück. Werden sie umzingelt, so verstecken sie die Waffen und Abzeichen und zerstreuen sich. — In der Nähe der Festungen schließen sich die Legionen den Truppen an.

Bemerkung des Königs: „Ein paar Executionen, und die ganze Sache hat ein Ende.“

Gneisenau: „Ein paar Executionen werden zur Rache reizen“ u. s. w.

Wenn der Feind sich der Provinz nähert, so versammeln sich die Legionen, schicken Kundschafter, überfallen die Marschcolonnen. — Die Fehart ist einfach in Haufen und Schützen vor u. s. w.

Bemerkung des Königs: „Bei einer Nation, die gewiß ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Noth, wie aber bei uns?“

Gneisenau: „Diese Kriegssuperiorität der Franzosen kann ich nicht durchaus anerkennen, sie haben ihre Vorzüge, wir die unsrigen. Weder konnten die Schweizer mit den Rittern des Hauses Oestreich, noch die Niederländer mit den damals kriegsgeübten Truppen, den Spaniern, verglichen werden und dennoch wagten sie den Kampf.“

Ugiren die Milizen mit den regelmäßigen Truppen in Gemeinschaft, so werden die Milizen vorzüglich zu Vorposten verwandt.

Bemerkung des Königs: „Dies möchten wohl schlechte Vorposten sein, ohne Intelligenz und Gewißheit.“

Gneisenau: „Der Vorpostendienst ist nicht so schwer, daß ihn der gemeine Mann nicht bald lernen sollte.“

Dann folgt ein Abschnitt über die Uebungen der Milizen, dann über Strafen und Vorrechte der Milizsoldaten. Hier schlägt Gneisenau vor, jedem Milizen, welcher gegen den Feind gekochten, das Recht zu geben, eine schwarz-weiße Schärpe zu tragen. Der König aber erachtet ein Kreuz von schwarz-weißem Bande als Ordensabzeichen für geeigneter und giebt damit den ersten Gedanken zum eisernen Kreuze.

Außer den Milizen will Gneisenau jedem Infanteriebataillon und jedem Cavallerieregiment eine Abtheilung Volontärjäger attachiren, welche sich selbst kleiden, bewaffnen u. s. w. ganz in der Art, wie sie 1813 aufgerufen wurden. In einer zur Organisation der Insurrection entworfenen Instruction bestimmt

§. 2, daß alle königlichen Diener nicht weiter ihren Dienst in der vom Feinde besetzten Provinz fortsetzen, sondern an die Spitze der Insurrection treten. Alle Beamte können nie Sr. Majestät wieder dienen, wenn sie unter dem Feinde ihren Dienst fortgesetzt haben.

Bemerkung des Königs: „Wer wird diesen Wirrwarr dirigiren können und wollen?“

Gneisenau. „Der Feind mag sehen, wie er Ordnung hinein bringe.“

Die Bemerkung des Königs erinnert an den Ausspruch: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

An obige Instruction schlossen sich noch mehre andere, und Gneisenau drang vor allen Dingen darauf, daß der König sie möglichst bald genehmige, damit die für den Aufstand nothwendigen Vorbereitungen fertig seien, wenn die Franzosen zur Vergewaltigung des Landes schritten. Der König aber wollte nur die Anlage der besetzten Lager zur Aufnahme der stehenden Armee bei den Festungen gestatten, sich aber aller Maßregeln enthalten, welche den Stempel der Nothwehr trugen. Der König wollte aus Gewissensrücksichten und im Gefühl der eigenen Schwäche nicht Angreifender sein und gab damit Napoleon volle Zeit, seine Vorbereitungen ruhig zu treffen und im Augenblick der Handlung mit seinen überwältigenden Mitteln Preußen einfach zu erdrücken. Ja als im Laufe der sich immer hinziehenden Verhandlungen um ein Bündniß mit Frankreich Napoleon die Arbeiten an den Festungen verbot, folgte der König auch darin, und ging sogar so weit, daß er Blücher, der bei Kolberg commandirte und munter hatte fortarbeiten lassen, vom dortigen Commando entband und an seine Stelle den schwachen Tauenzien setzte, der die Carnevalsfreuden in den französischen Kreisen Berlins dem Aufenthalt auf seinem Posten weit vorzog und sich um die Erhaltung der Streitkräfte weiter gar nicht bekümmerte.

Auf Kolberg und Spandau hatte Gneisenau sein besonderes Augenmerk geworfen, auf das erstere, weil es der Verbindungspunkt mit dem stets zur Hilfe bereiten England war und dann, weil es eine Flankenstellung gegen die eventuell von Küstrin und Stettin aus, die noch in französischen Händen waren, nach Osten vordringenden feindlichen Colonnen gewährte. Auf Spandau aber, weil es Berlin beherrschte, alle dort aufgehäuften Materialien aufnehmen konnte und weil es am weitesten gegen Westen gelegen, durch seinen Widerstand am meisten deckend wirkte und revolutionäre Kräfte aus dem übrigen Deutschland heranziehen konnte. Auf Schlessien, als die isolirteste und an sich widerstandsfähigste Provinz legte Gneisenau dagegen einen geringern Werth. Für Kolberg war der in jeder Beziehung zuverlässige Blücher ausgesucht. In Spandau, dem gefährlichsten und wichtigsten Punkt aber wollte Gneisenau commandiren. Die Arbeiten in Spandau aber, in der Nähe Berlins und des französischen Gesandten, weckten zuerst den Argwohn des letzteren und mußten insolge seiner

Drohungen so frühzeitig eingestellt werden, daß sie kaum für den ausgesprochenen Zweck brauchbar erachtet werden konnten. — Die größte Unterstützung für einen energischen Widerstand fand Preußen bei England, das durch Sneydenau unausgesetzt seine Mittel zur Disposition stellte, Kriegsmaterialien nach Kolberg führte und dort bis tief in den Winter hinein Schiffe kreuzen ließ, um bei einem Mißglücken den König und seine Familie aufnehmen zu können. Der König aber, so rege er die Verbindung mit England durch Sneydenau erhalten ließ, schenkte hier nicht volles Vertrauen, da England sich eben mit den Volkselementen Preußens durch seine Agenten verbunden hatte. Ehe er sich zu einem entscheidenden Schritte entschließen wollte, glaubte er sich erst Rußlands und Oesterreichs vergewissern zu müssen. Er vergaß dabei, daß er diesen beiden Mächten durch den Mangel an Entschluß 1805 und 1809 die Möglichkeit genommen hatte, ihm große Thatkraft in entscheidenden Momenten zuzutrauen. Beide Mächte mußten naturgemäß sich ihm gegenüber aller bindenden Beschlüsse enthalten; denn sich mit den Volksführern zu verbinden, wie England gethan, lag außerhalb ihrer Natur. In letzterer Beziehung ist es bezeichnend, daß Kaiser Franz den General Scharnhorst nicht als Abgesandten des Königs annehmen wollte, weil Scharnhorst Mitglied des Jugendbundes sei. Erst als er von diesem Verdacht gereinigt war, wurde sein Kommen nach Wien gestattet. Scharnhorst kam übrigens aus Petersburg mit dem Rath zurück, keinesfalls dem Gegner Grund zum Angriff zu geben, da Rußland in diesem Fall nicht unterstützen werde und überhaupt nicht gern seine Grenzen verlassen wolle. Oesterreich entzog sich jeder Zusage und rieth zum Frieden.

Unter diesen Umständen gab der König alle Widerstandsgedanken auf und ließ die Verhandlungen mit Frankreich behufs eines Bündnisses betreiben, trotzdem die französischen Anerbietungen voll der herausforderndsten Bedingungen waren.

Am 22. Februar 1812 unterschrieb der preussische Gesandte den Vertrag mit der Bedingung, daß derselbe in 10 Tagen in Berlin ratificirt werde. Und noch ehe derselbe dem König, der auf Uebersendung der Bedingungen harrete, bekannt war, rückten die Franzosen von allen Seiten in das widerstandlose Preußen ein. Der König, welcher Anfangs sehr betroffen war, schrieb bei der Nachricht hiervon an den Staatskanzler: „Dieser Einbruch in preussisches Gebiet sei ohne Zweifel sehr betrübend, aber er meine, man solle ihn nicht zu tragisch aufnehmen; dieses Ereigniß gleiche dem von 1805 in Franken, aber die Folgen hätten gezeigt, wie sehr Unrecht man schon damals gehabt, die Sache so ernsthaft zu nehmen.“ Aus dieser Aeußerung läßt sich keine große Empfindlichkeit des Königs für die Ehre des Staats entnehmen. Wie er 1805, statt sofort mit ganzer Armee für diese Ehre einzutreten, sich auf Unterhandlungen einließ und dadurch 1806 Frankreich allein gegenüber zu stehen kam und unterging, so verzichtete er auch jetzt auf sofortiges Handeln und überließ das Land dem

Gegner. Der Vertrag mußte dann unterschrieben werden. Gneisenau giebt den Inhalt dieses Vertrags folgendermaßen an:

„Nichtvermehrung der Armee über die durch den pariser Tractat festgestellte Zahl von 42,000 Mann. — Nichtversammlung von Truppen unter irgendeinem Vorwande. — Alle Vorräthe von Waffen und andern Bedürfnissen in den Festungen zur Disposition der französischen Armee (verborgene Entwaffnung). Ein Hilfscorps von 20,000 Mann (folglich bleiben dem König nur 22,000 Mann zur Besetzung seiner Festungen übrig). — Keine preussische Besatzung in der Hauptstadt (also der König von hier verbannt). Die französischen Generale haben das Recht zu requiriren, und die preussische Regierung ist Lieferant für alle Mund-, Kriegs- und Bekleidungsbedürfnisse der französischen Armee. Der Betrag dieser Lieferung soll von der Contribution (noch 33 Millionen Franken) abgerechnet werden. Der Mehrbetrag (der bei der Größe des Gegenstandes sich bald ergeben wird) soll zu einer künftigen Berechnung stehen bleiben. (Also immer mehr bezahlt werden.) Man hat nicht einmal die Preise der Mundbedürfnisse festgesetzt, also können diese von den Franzosen willkürlich bestimmt werden. In Potsdam kann der König 1200 Mann halten. Derjenige Theil von Schlessien, der von Breslau ab südöstlich liegt, soll von französischen Truppen nicht betreten werden. Nach Kolberg kommt ein französischer Offizier von Rang und Escouaden von Artillerie.“

So war denn das ganze Land mit allen seinen Kräften dem Feinde übergeben, der König zwar nicht gefangen, aber im eigenen Lande zum Executor des Feindes gemacht.

General Scharnhorst und Boyen forderten ihren Abschied. Gneisenau sah alle seine Befürchtungen eingetroffen und sein ganzes Streben, gegen diese entwürdigenden Handlungen des Gegners Gut und Leben einzusetzen, verächtlich bei Seite geschoben. — Ob ein Kampf der Verzweiflung zum Ziele geführt, ob Preußens Volk schon damals die Kraft besessen hätte, mit Hab und Gut für das Vaterland einzustehen, wie es 1813 der Fall war, oder ob der ganze Druck des Jahres 1812 noch nöthig war, um die innerste Kraft des Volkes zu wecken, und ob es der Untergang des französischen Heeres, die Vernichtung des Zaubers der Unüberwindlichkeit Napoleons bedurste, um den Gedanken des Widerstandes allgemein zu machen, ist heute schwer zu entscheiden. Da die Besten ihrer Zeit schon vor dem russischen Kriege von einem Kampf auf Leben und Tod den Sieg erwarteten, möchte man ihre Hoffnung für gerechtfertigt erachten. Dann aber fällt die Schuld des ganzen Glucks, welches der Krieg 1812 über Europa brachte, auf diejenigen, welchen der Muth gebrach, mit dem Volke zu fühlen und zu handeln. England gab bis zum letzten Augenblick nicht die Hoffnung auf, durch ein englisches Landungscorps trotz des Königs in Preußen einen Widerstand gegen Napoleon zu erwecken. Es wies deshalb seinen Gesandten an, mit Gneisenau, Scharnhorst und Blücher in directe Verbindung zu treten. Letzterer war von Berlin abwesend, die beiden andern, aus Vorsicht jeder einzeln befragt, erklärten aber, daß was 1808 und im Sommer 1811 noch möglich war, jetzt unausführbar sei; zumal da Blücher nicht mehr an der Spitze der Truppen stehe, der dieselben nicht nur kriegerisch zu beleben wisse, sondern auch allein im Stande sei, sie mit sich fortzureißen. Jetzt trauten sie weder den Truppen noch den Offizieren die Erregtheit des Gefühls für die Ehre des Vaterlandes zu, welche nothwendig gewesen wäre, sie gegen den Willen des Monarchen in den Kampf zu bringen. Von den Offizieren forderten ungefähr 300 gleichzeitig mit Gneisenau den Abschied und erhielten ihn vom Könige in sehr übler Laune. Scharnhorst wurde er abgeschlagen; er erhielt einen un-

beschränkten Urlaub nach Schlessen. — Die aus der Armee ausscheidenden Offiziere blickten auf Gneisenau als ihren Rathgeber und Führer. Perz giebt als Beleg dessen einen Brief des damaligen Lieutenants, jetzigen Generals der Cavallerie a. D. Graf Gröben. Wir ziehen es vor, hier einen Brief des gedankenvollsten Soldaten der Neuzeit, des General v. Clausewitz zu citiren, welcher bei Gelegenheit der Ablehnung des Commandos in Schlessen an Gneisenau Sommer 1811 schreibt:

„Was Sie mir über sich selbst geschrieben, hätte mich fast ungeduldig gemacht, wenn ich nicht wüßte, daß große Bescheidenheit gern eine Eigenthümlichkeit großer Männer ist. — Wenn Sie einmal als glücklicher, siegreicher Feldherr Schlessens dastehen werden, wird die Welt Sie dann nicht einen großen Mann nennen? Lassen Sie mich also diesen Ausdruck im Vorgefühl glücklicher Zeiten aufnehmen, ohne mich für einen Schmeichler zu halten. — Warum sollen Sie den schlessischen Marschallstab nicht mit Glück führen? Wenn Sie, stark im Geist, einen belebenden Muth in die Augenblicke der Angst und des Schreckens tragen können, haben Sie dann nicht das Höchste? Ist das nicht der Kern aller Feldherrngröße, der, wenn das Talent von einem andern Talent nach und nach mit seinen künstlichen Falten und Wendungen auseinandergefaltet und kraftlos wird, allein noch übrig bleibt, und nur mit der höchsten Gewalt zerschlagen werden kann?“ Und dann später: „Und noch Eins, was entscheidet. In der Armee hat niemand das allgemeine Vertrauen außer Ihnen. Dem Einen hängt dieser an, jener dem Andern. Für Sie sind die Stimmen noch nicht getheilt“ u. s. w.

Doch Gneisenau konnte sich augenblicklich noch nicht entscheiden, er wollte jedenfalls alle seine Kräfte gegen Napoleon verwerthen. Am entschiedensten konnte er das thun, wenn er nach Spanien ging, hier durfte er aber nicht darauf rechnen, eine Stelle zu finden, die seiner innern und äußeren Bedeutung entsprach. In Rußland war der Krieg noch ungewiß und die Aussicht an sich nicht besser. Er richtete also seine Blicke nach England, von wo er anhaltend Zeichen des Vertrauens erhalten hatte, und wo er jetzt hoffte seinen alten Plan zu realisiren, und an der Spitze eines Corps in Norddeutschland einzufallen, den Aufstand zu organisiren, Preußen mit sich fortzureißen und Napoleon selbst auf dem Kriegstheater entgegenzutreten, auf welchem allein nach Gneisenaus damals schon ausgesprochenem Urtheil Napoleons Geschick entschieden werden könne, nämlich in Deutschland.

Den großen Zweck im Auge, legte er seine Pläne weit an. Er beschloß zunächst nach Wien zu gehen, mit dem Erzherzog Karl Rücksprache zu nehmen, dann beim Kaiser Alexander persönlich anzuknüpfen, demnächst in Schweden den Kronprinzen Bernadotte für seine Pläne einzunehmen und endlich in London selbst den Anfang des großen Krieges zu begründen. Er legte diese Pläne dem Staatskanzler vor und gewann dessen Beifall. Gneisenau erhielt nun am 9. März seinen Abschied mit vollem Gehalt und mit der Anweisung, die vorstehend angegebne Reise auf Staatskosten zu machen. Der König sah einen letzten, großen Kampf gegen Napoleon voraus, wünschte ihn, konnte sich nur nicht entschließen, daß er, der das Meiste verloren, den ersten Schritt dazu thun sollte. Er suchte Hilfe und Stütze nach Außen, da er sie in sich nicht fand und deshalb autorisirte er Gneisenau, in seinem Namen die Verbindungen mit jenen Fürsten zu knüpfen und für ihn den Krieg gegen Napoleon einzuleiten. Gneisenau nahm diese Aufträge an, aber er hatte verlernt, in seinen Plänen zu Befreiung Preußens den König mit in Anschlag zu bringen.

Am 21. März 1812 reiste Gneisenau ab.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.